



Landessynode 2016

1. (ordentliche) Tagung der
18. Westfälischen Landessynode
vom 14. bis 18. November 2016

Mündlicher Bericht der Präses

über die Tätigkeit
der Kirchenleitung sowie über
die für die Kirche bedeutsamen
Ereignisse

„In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost,
ich habe die Welt überwunden“¹

:
„[Das] ist ein über die Maßen schöner Text, desgleichen
sich kaum im Evangelium (findet). [...] Schreibe diese
Worte mit goldenen Buchstaben in (dein) Herz, daß er
uns heißt Frieden zu haben und guten Mutes zu sein,
weil er die Welt überwunden hat. Da zieht er uns aus un-
seren Werken, Frieden, Trost und hängt uns an sich [...] Das
ist der christliche Glaube, der sich aus sich selber
in Christus schwingen kann.“²

I. Die Reformation als entängstigende Bewegung

Hohe Synode, liebe Brüder und Schwestern,

im Sommer dieses Jahres schrieben die Zeitungen: „2016 ist das Jahr der Ängste“. Eine Umfrage ergab, dass „die Ängste der Deutschen“ innerhalb eines Jahres so stark gestiegen seien wie nie zuvor.

Was ist das für ein Phänomen? Und wie begegnen wir diesem Phänomen im 500. Jubiläumsjahr der Reformation, in das wir vor wenigen Tagen eingetreten sind? Die Reformation war in angstbeherrschten Zeiten eine zutiefst *entängstigende* und darin dem Wesen nach weltoffene Bewegung.

Dies kommt auf unvergleichliche Weise zum Ausdruck in Luthers berühmtem Selbstzeugnis von 1545, in dem er seine bahnbrechende reformatorische Erkenntnis folgendermaßen beschreibt: „... *da habe ich angefangen, die Gerechtigkeit Gottes als die zu begreifen, durch die der Gerechte als durch Gottes Geschenk lebt, nämlich aus Glauben* [...] *Nun fühlte ich mich ganz und gar neu geboren und durch offene Pforten in das Paradies selbst eingetreten.*“³

Martin Luther hat inmitten tiefer Lebensangst und übermächtiger Gottesangst die Kraft des Evangeliums neu erfahren: Als eine wunderbare Befreiung aus innerer Bedrängnis und Enge. Und in dieser Erfahrung wurde ihm klar: Das Evangelium öffnet uns über uns selbst hinaus für die Welt.

Dreierlei ist mir dabei angesichts der gegenwärtig grassierenden modernen und antimodernen Ängste wichtig – nicht zuletzt im Blick auf die Orientierung, die von uns erwartet wird, und die wir zuallererst selber brauchen.

Zunächst: Die Reformation war trotz der Tatsache, dass Luthers reformatorische Erkenntnis und Sprachkraft gerade zu Beginn eine zentrale Rolle spielten, eine in sich plurale Bewegung. Sie hat Städter und Bauern, Gelehrte und Fürsten, Männer und Frauen dazu aufgerufen und befähigt, sich einen eigenen Reim auf die Güte Gottes zu machen.

¹ Johannes 16,33.

² Wochenpredigten über Joh 16-20, 11.7.1528 (WA 28, 43-479), zitiert nach Gerhard Friedrich (Hrsg.), *Auslegungen der Reformatoren* (NTD.E 3), Göttingen 1984, S. 215.

³ Vorrede zu Band 1 der Gesamtausgabe von Luthers lateinischen Werken WA 54, 185,12-187,5, 186 (zitiert nach Volker Leppin (Hrsg.), *Kirchen- und Theologiegeschichte in Quellen: Reformation: Kirchen- und Theologiegeschichte in Quellen Bd. III Taschenbuch Neukirchen-Vluyn 2005, S. 22f.*)

Gerade so – nicht etwa durch einen von oben herab konstruierten Einheitsgedanken oder eine Uniformierung von Lebens- und Glaubensweisen, Frömmigkeits- und Gottesdienstkulturen – hat die Reformation die Welt bewegt und verändert. Und gerade so ist sie bis in unsere Gegenwart ein sprechendes Beispiel dafür, dass Gemeinschaft Pluralität nicht nur verträgt, sondern nötig braucht.

Zum anderen: Luther nennt das Evangelium der Gerechtigkeit Gottes das entscheidende *Lebensmittel*. Es ist eine unerschütterliche Kraftquelle in Knappheitsempfindungen und Konkurrenzgefühlen, eine mächtige Gegenstimme gegen das Diktat der Angst. Eine Ressource, aus der heraus wir in den Angstdebatten gelassen und mutig unsere Stimme erheben können – und müssen.

Schließlich: Für Luther und die anderen Reformatoren war die Erfahrung grundlegend, dass dieses Lebensmittel des Evangeliums – das das Leben, Gott und die Nächsten nicht zuerst als Bedrohung, sondern als Geschenk wahrnimmt – selbst als Gabe empfangen wird. Mehr noch: Es will immer neu als Gabe – als fremdes Wort – gesucht und erfahren sein, gerade von uns Kirchenleuten.

Von daher passt tatsächlich kein noch so dünnes Blatt zwischen Frömmigkeit und gesellschaftliches Engagement.

Ich bin überzeugt, dass wir gerade in Zeiten, in denen unser öffentliches und gesellschaftspolitisches Zeugnis ausdrücklich gefordert ist, verstärkt nach den Quellen unseres christlichen Glaubens zu fragen haben. Das werden wir (nicht nur) im bevorstehenden Reformationsjubiläumsjahr tun.

Die Pfarrerrinnen und Pfarrer unserer Kirche werden eigens zur Auskunftsfähigkeit über den christlichen Glauben ausgebildet. Dafür brauchen wir ihren Dienst – in Gemeinschaft mit den vielen anderen Menschen, die hauptamtlich und ehrenamtlich dem kirchlichen Auftrag nachkommen – in besonderer Weise. Der synodale Prozess zur Rollenklärung innerhalb dieser kirchlichen Dienstgemeinschaft ist derzeit bei uns in vollem Gange. Und das ist gut so.

Vor wenigen Tagen ist die jüngst revidierte Luther-Übersetzung der Bibel erschienen. Rechtzeitig zu Beginn des Reformationsjubiläumsjahrs.

Meine Hoffnung und geheime Erwartung ist, dass diese Übersetzung die Lust an der Bibel und am Bibellesen neu entzünden und befördern wird. Luthers Sprache verbindet auf unvergleichliche Weise Theologie und Poesie, philologische Sorgfalt und fantasievolle Kreativität, eingängige Bilder und rhythmischen Klang. Deshalb freue ich mich über den neuen Text und bin gespannt auf manche sprachliche Entdeckung. Die Hoffnungs- und Glaubensräume, die beim Blick in unsere tägliche Gegenwart bisweilen so spärlich und jämmerlich erscheinen, mögen beim Blick in die Bibel umso heller aufleuchten: Vom Auszug der Kinder Israels aus Ägypten bis hin zum Lehren, Leiden und Leben Jesu. Ja, ich wünsche mir, dass Menschen neu aufmerksam und neugierig werden auf die Geschichten Gottes, der Menschen aus der Enge in die Weite führt.

II. Angst als Verengung von Wahrnehmung und Wirklichkeit

Das deutsche Wort Angst hat es von seiner indogermanischen Wurzel her mit Enge zu tun. Auch im biblischen Hebräischen bezeichnet der Begriff für Angst ursprünglich die Enge etwa eines Brunnenschachtes oder zweier eng aneinander liegender Steine. Grimms Wörterbuch definiert dementsprechend, die Angst sei nicht „*blosz mutlosigkeit, sondern quälende sorge, zweifelnder, beengender zustand überhaupt*“.⁴

Die Hirnforschung verankert die neurophysische Reaktion der Angst in einem kleinen, mandelförmigen Areal, das tief im Innern des Gehirns liegt und sich schwer abgrenzen lässt. Innerhalb von zwölf Millisekunden nach der als bedrohlich eingestuften Wahrnehmung erhöht es Muskeltonus und Herzfrequenz und versetzt den Körper in eine spontane Flucht- und Abwehrreaktion.⁵

Man muss nur sich selbst und die Mitreisenden in einem Flughafen oder auf einem Bahnsteig beobachten, wenn die Ansage durch den Lautsprecher tönt: „Wir bitten Sie, gut auf Ihr Gepäck zu achten und kein Gepäckstück unbeaufsichtigt zu lassen!“ Im selben Moment werden die Blicke und Gedanken eng; auf einmal scheint eine potenzielle Gefahrensituation in der Luft zu liegen, und – schlimmer noch – aus dem offenen Blickwechsel zwischen Menschen wird unwillkürlich ein abschätzendes Taxieren: „Warum guckt der junge Mann mit dem südlichen Teint und dem großen Rucksack so betont abwesend? Und sieht er nicht eigentlich gefährlich aus?“

Offenbar ist bei der Angst nicht nur der Körper, sondern immer auch ein Gemisch aus den unterschiedlichsten erlernten Erfahrungen, Erwartungen und Haltungen mit im Spiel.

Spätestens seit den Ereignissen der Kölner Silvesternacht 2015/2016 lässt sich solche Verengung von Wahrnehmung und Wirklichkeit nicht mehr nur in Flughäfen und auf Bahnsteigen beobachten. Verengte Empfindungen haben massiv Einzug gehalten in Talkshows, in die öffentlichen Debatten und Diskurse, in die Leitartikel renommierter Zeitungen – ja, auch in die Gespräche im eigenen Bekannten- und Freundeskreis. Weite Teile des gesellschaftlichen Klimas sind davon gezeichnet.

So widersinnig es klingt: Enge macht sich breit. Wobei dieses paradoxe Wortspiel eine präzise und besorgniserregende Pointe hat, denn das Ansteckungspotenzial von Angst und Enge ist durchaus hoch.

Enge macht sich breit in der Weltpolitik, wo sich Krisen, die teilweise seit vielen Jahren schwelen – sei es im Osten Europas oder in der Türkei –, zu blutigen und immer blutiger werdenden Konflikten entwickelt haben.

Enge macht sich breit in der EU, wo sich nationale Egoismen zu Verhärtungen und wechselseitigen Blockaden verdichten.

Enge macht sich breit in den Köpfen, in Leserbriefspalten, in Internetforen und im politischen Diskurs, wo Zerrbilder und Wahrnehmungsschablonen wabern, die alles, was fremd ist, stereotyp und pauschal als Bedrohung definieren. Zuweilen herrscht hier eine Stimmung vor, in der – so hat es die diesjährige Friedenspreisträgerin Carolin Emcke formuliert – diejenigen, „*die ein offenes, humanes Miteinander wollen, sich verteidigen [müssen]*“ und nicht etwa „*die, die es unterwandern*“.⁶

⁴ Jacob und Wilhelm Grimm, Deutsches Wörterbuch, Bd. 1 (A-Biermolke), Leipzig 1854, Sp. 358.

⁵ Jan Palmer, Geschichte und Gefühl. Grundlagen der Emotionsgeschichte, München 2012, S.9.

⁶ Carolin Emcke, Gegen den Hass. Frankfurt am Main 2016, S. 18.

Das ungebrochene und unermüdliche Engagement, die Leistungen und Erfolge von vielen tausenden Ehrenamtlichen werden in solchem Klima leichthin für irrelevant erklärt, bisweilen sogar verunglimpft.

Enge macht sich breit auch auf den Straßen und in der Öffentlichkeit, wie es vor Kurzem – am Tag der deutschen Einheit – die Repräsentantinnen und Repräsentanten von Staat und Gesellschaft erleben mussten und wie es tagtäglich viele andere erleben, die nicht im Fokus der Öffentlichkeit stehen, wohl aber im Fokus von verbaler und zunehmend auch körperlicher Gewalt.

Enge macht sich schließlich auch im Parteiensystem und in den Parlamenten breit, wo rechtspopulistische Parteien zwar schamlos die Spielräume des Denkbaren und Sagbaren dehnen, aber eben damit offenbar die Räume für mutiges und wahrhaftiges politisches Handeln dramatisch einschränken.

Ein eindrückliches Gegenbeispiel konnte ich bereits im vergangenen Jahr in der Evangelischen Kirchengemeinde in Altena erleben. Unbekannte hatten in der Lutherkirche mitten in der Nacht ein Feuer gelegt; der erst kurz zuvor kostspielig renovierte Kirchenraum war unbenutzbar, die Orgel schwer beschädigt. Bei meinem Besuch anlässlich dieses Geschehens war ich tief beeindruckt, mit welcher für mich überraschenden Weite der Herzen und Gedanken die Pfarrerin der Gemeinde, das Presbyterium und die Mitarbeitenden, mit denen ich sprach, nach dem ersten Schock der misslichen Situation begegneten. Kein Wort des Verdachts gegen die überdurchschnittlich vielen Fremden in dieser kleinen Stadt, keine Spekulationen über mutmaßliche Täter, keine feindselige oder resignierte Reaktion. Stattdessen eine pragmatische Analyse der Lage, ein zuversichtlicher Blick nach vorn, eine Nachbarkirche bot spontan „Asyl“, die Verantwortlichen rückten näher zusammen und spürten in dieser Gemeinsamkeit unerwartet neue Kraft.

III. Weite wirkt weiter

Ausgerechnet dieses in mancher Hinsicht so beengt und beengend wirkende Jahr 2016 hat im Spannungsbogen der Reformationsdekade einen gänzlich anderen Akzent: Nämlich den der Weite. „*Reformation und die Eine Welt*“: In diesem Jahr stehen die weltweiten Wirkungen der Reformation und damit auch deren innere Weite und Vielfalt im Mittelpunkt unserer Aufmerksamkeit und unseres Feierns.

Dass die Reformation nicht nur deutsch war und auch nicht auf Europa begrenzt blieb, sondern sehr bald eine buchstäblich globale Bewegung wurde, ist dabei alles andere als zufällig.

Dem geographischen Aspekt der Ausbreitung reformatorischer Kirche – der sich übrigens nicht selten auch als Flucht- bzw. als Migrationsbewegung vollzog – entsprechen ein starker innerer Weltbezug und eine intensive Zuwendung zur Welt, die im reformatorischen Glauben verwurzelt sind.

Dieser Glaube sieht die Welt nicht als Sprossenleiter gestufter Heiligkeiten, auch nicht als Wettkampfarena im Ringen um himmlische Anerkennung – sondern die Welt ist ihm freie und gute Gabe Gottes, ein buchstäblich weiter Bewährungsraum für handfeste Verantwortung und Nächstenliebe.

Dieser Glaube weiß, dass er seinen Halt nicht in sich selber hat, sondern in einem anderen: Jesus Christus. Daraus erwächst seine Offenheit für die Welt, und darum taugt er nicht dazu, sich in sich selbst abzukapseln und sich in enge Identitätspolitiken einzu-

igeln. Er sprengt jedes selbstgenügsame Kirchturmdenken und ist gänzlich unbrauchbar für die selbst ernannten Scharfschützen des „christlichen Abendlandes“.

Dieser Weltbezug des Glaubens wird in unserer Kirche an unzähligen Orten selbstverständlich gelebt. Dafür bin ich dankbar. Er ist Alltag in diakonischen Einrichtungen, er ist die Triebfeder gesellschaftspolitischer Initiativen. Nicht zuletzt ist er das Fundament der intensiv gepflegten ökumenischen Partnerschaften, die das Leben in unseren Kirchengemeinden, Kirchenkreisen und auf landeskirchlicher Ebene bereichern.

Auf eine für mich unerwartet beglückende Weise hat sich der Weltbezug unseres Glaubens gebündelt im vergangenen Mai (06.-08. Mai 2016), während des „Weite-wirkt“-Festivals im westfälischen Halle.

Im Vorfeld gab es durchaus ängstliche Befürchtungen, wir könnten uns mit den ungewohnten Dimensionen dieser Veranstaltung im Gerry-Weber-Stadion womöglich übernommen haben. Umso beflügelnder und ermutigender war die Erfahrung, wie Enge und Kleinmut unserer anfänglichen Befürchtungen aufgebrochen wurden durch das, was dann schließlich möglich wurde. Partnerinnen und Partner aus der weltweiten Ökumene waren drei Tage lang unsere Gäste und fühlten sich sichtlich wohl; wir haben gemeinsam Gottesdienst gefeiert, gebetet und Bibelarbeiten gehalten. Wir haben uns in Foren und Workshops, bei Podiumsdiskussionen und in Fachgesprächen unserer gemeinsamen Verantwortung für Frieden, Gerechtigkeit und die Bewahrung der Schöpfung gestellt. Wir haben miteinander gegessen und getrunken, das bunte Leben auf dem Markt der Möglichkeiten genossen, fulminante Konzerte erlebt. Dass ökumenische Weite ein elementarer Wesenszug unseres Kircheseins ist, war bei dem Festival auf berührende Weise zu spüren.

Diese drei Tage haben viel Anstrengung und viel Geld gekostet – und sie haben uns gut getan. Ich bin dankbar für den Einsatz der Vielen, die zu ihrer Gestaltung und ihrem Gelingen beigetragen haben. Solche Erfahrungen und Haltungen der Weite, wie sie dem Glauben geschenkt und zugemutet sind, werden weiter wirken als die Diskurse der Angst und der Enge. Dessen bin ich gewiss.

IV. „In der Welt habt ihr Angst.“

Fragt man nach der biblischen Sicht auf die Angst, so fällt zunächst auf, wie ehrlich und nüchtern hier von ihr die Rede ist.

Überdies ist der Angst ein klar begrenzter Platz zugewiesen. Ein Platz vor Gott.

Ich denke etwa an die Klagepsalmen, überaus berührende Zeugnisse von Enge und Angst. Sie schreien ihre Not in Gottes Ohren, bringen ihre Bedrängnis vor Gottes Augen und seufzen ihre in die Enge getriebene Seele in Gottes Herz – und eben darin weisen sie mitten in der Angst zugleich Wege aus ihr hinaus.

Ich denke an das beinahe strenge „Fürchte dich nicht!“, das nahezu immer der erste Satz ist, wenn Gottes Boten plötzlich in die Wirklichkeit einzelner Menschen treten.

„Fürchte dich nicht!“, Das erklingt, wo die Geburt des Gottes- und Menschensohnes Jesus von Nazareth angekündigt wird. Es erklingt, wo die Botschaft von seiner Auferstehung sich Bahn bricht in die Welt. Offenbar rechnet dieses „Fürchte dich nicht!“ sehr nüchtern damit, dass es sogar beim Freudigsten und Heilvollsten nicht ohne die Realität der Angst abgeht.

Ich denke an den geheimnisvollen und durchweg positiv konnotierten Begriff der „Gottesfurcht“, der übrigens in der Bibel sehr bewusst erstmals und zuallererst den Angehörigen eines fremden Volkes zugeschrieben wird.⁷

Und schließlich denke ich an den Satz Jesu, mit dem ich diese Zeitansage eröffnet habe. Am Schluss einer seiner Abschiedsreden im Johannesevangelium sagt Jesus seinen Jüngern kurz, bündig, ebenso lakonisch wie nahezu schroff auf den Kopf zu: „*In der Welt habt ihr Angst.*“ Um dann – nicht weniger bündig und vollmächtig – hinzuzufügen: „*Aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.*“⁸

Mich fasziniert, wie offen hier die Angst ausgesprochen wird als eine Wirklichkeit, die zum Leben in der Welt dazugehört. Als solche wird sie weder absolut gesetzt noch mit sich allein gelassen. Sie wird schlicht ernst genommen. Buchstäblich festgestellt – und somit daran gehindert, sich breitzumachen.

Übrigens bricht die Angst, von der im Johannesevangelium die Rede ist, keineswegs von außen über die Jünger herein. Sie entsteht vielmehr unter ihnen selbst, keimt auf in ihrer Mitte, in der Situation des Abschieds und des Verlassenwerdens, also in einer Erfahrung von Verlust. Jesus geht zu seinem Vater, so dass die Jünger seine vertraute körperliche Anwesenheit und Nähe künftig missen müssen. Das gewohnte Zusammensein mit ihm wird von jetzt an nicht mehr möglich sein.

Erfahrungen des Verlustes, des Abschieds von Vertrautem und Gewohntem machen wir auch in unseren Kirchengemeinden, wo sich manche bewährten Formen und Traditionen, die wir aus gutem Grund lieb gewonnen haben, nicht mehr weiterführen lassen. Das schmerzt. Das schafft Unmut. Und auch da sind immer wieder tiefe Verunsicherung, Angst und Enge auf dem Plan.

Jesus formuliert seinen kurzen Satz bemerkenswert präzise. Er sagt nicht: „Vor der Welt habt ihr Angst.“ Er sagt nicht: „Vor der Welt müsst ihr Angst haben.“ Und schließlich sagt er auch nicht: „Ihr habt die Welt zu überwinden.“

Dabei ist „die Welt“ gerade im Johannesevangelium durchaus ein Raum, der Gott und seinem Sohn mit Unverständnis, ja Feindschaft gegenübersteht. Zugleich aber und umso mehr ist es nun eben jene Welt, die Gott „also geliebt“ hat, „dass er seinen eingeborenen Sohn gab“.⁹ Darin liegt das Geheimnis dessen, was mit *Überwindung* der Welt gemeint ist. Es wäre schlecht um unseren christlichen Glauben bestellt, wenn er sich als Haltung der Weltflucht oder der Abschottung vor der Welt verstünde und sich vor den Karren eines dumpfen „Wir gegen die anderen“ spannen ließe.

V. Ängste ernst nehmen? – Menschen ernst nehmen!

Immer wieder heißt es, in den gesellschaftlichen Verwerfungen unserer Tage komme es vor allem darauf an, die Sorgen und Ängste der Menschen ernst zu nehmen.

An dieser Empfehlung ist mindestens dies richtig, dass Aggressionen nicht kleiner werden und Vertrauen nicht wächst, wenn Menschen den Eindruck gewinnen, niemand höre ihnen zu. Und wenn sie argwöhnen müssen, sie seien mit ihren Überzeugungen minderwertig und dürften deshalb nichts beitragen zum Miteinander in einem Ort, einer Region, einem Land und zu einem gelingenden Gemeinwesen.

So weit, so richtig. Aber daraus kann man – bei allem Verständnis und Verstehenwollen

⁷ Genesis 20,11.

⁸ Johannes 16,33.

⁹ Johannes 3,16.

– nicht folgern, auch irrationale Ängste hätten plötzlich als handfeste Realitäten durchzugehen oder dürften gar zu ernsthaften Argumenten erklärt werden.

Gewiss, Ängste haben ihre eigene Logik; sie müssen nicht vernünftig sein. Ein Kind etwa, das davon überzeugt ist, unter seinem Bett sitze ein Monster, wird sich kaum beruhigen lassen von der Auskunft, Monster gebe es doch gar nicht.

Verantwortlichen Eltern wird – statt mit kurzfristig wirkenden Tricks dem Kind die Angst zu *nehmen* – auf lange Sicht daran gelegen sein, dass ihr Kind *mit* Ängsten und *mit* Unsicherheiten umzugehen lernt.

Allerdings: Ein gesellschaftlicher Diskurs ist kein Kinderzimmer. Und die Teilnehmerinnen und Teilnehmer an gesellschaftlichen Debatten haben das Recht, als Erwachsene wahrgenommen und behandelt zu werden. So – und nur so! – werden sie tatsächlich ernst genommen. Nicht ernst genommen werden sie dagegen, wenn man ihnen in immer kürzeren Abständen Scheinlösungen anbietet und wenn sich Teile der Medien und der etablierten Parteien der Logik von Gespensterjägern unterwerfen.

Ich bin überzeugt: Menschen ernst zu nehmen heißt gerade *nicht* zu erlauben, dass Ängste und Sorgen die gesellschaftliche Stimmungslage beherrschen.

Menschen ernst nehmen heißt *differenzieren* statt vereinfachen.

Menschen ernst nehmen heißt *genau hinsehen* und *präzise formulieren*; Menschen ernst nehmen nötigt uns, zu unterscheiden zwischen Ursachen und Gegenständen von Angst.

Menschen ernst nehmen heißt: Nichts zum Tabu erklären, nichts schönfärben oder kleinreden; es heißt, Ängste so anzusprechen, dass die Enge sich nicht immer weiter ausbreitet, sondern Weite sich auftun kann.

Menschen ernst nehmen heißt: Einander die Wahrheit zuzumuten.

Auch manche Wahrheit, die ängstigt.

VI. Globalität und Humanität gehören zusammen

Eben hier liegt meines Erachtens die eigentliche gesellschaftliche und darin auch kirchliche Herausforderung, die sich mit der so genannten Flüchtlingskrise und ihren zahlreichen politischen Brechungen stellt.

Nach den ersten Wochen medialer Euphorie und Selbstbestätigung im Zusammenhang der viel beschworenen, an unzähligen Orten eindrücklich gelebten und dann plötzlich kritisch verunglimpften Willkommenskultur ließ sich beobachten, wie die Ankunft so vieler geflüchteter Menschen bei uns die hausgemachten Probleme, Versäumnisse und blinden Flecken von Jahrzehnten offenbar machte.

Wenn es stimmt, dass die so genannte Flüchtlingskrise, wie es Wolfgang Schäuble schwäbisch-grimmig und zugleich euphemistisch formuliert hat, für Deutschland so etwas wie ein „*Rendezvous mit der Globalisierung*“¹⁰ gewesen sei – der Publizist und Philosoph Wolfram Eilenberger¹¹ spricht weitaus drastischer vom Ende einer Lebenslüge, die darin bestand zu meinen, man könne sich vom Elend und den Konflikten der Welt abschirmen –, dann konfrontieren uns die Migrantinnen und Migranten mit einer durchaus unangenehmen Wahrheit. Diese Wahrheit war uns zwar immer schon bewusst, aber

¹⁰ Passauer Neue Presse, 04.02.2016.

¹¹ Zitiert nach Aleida Assmann, Was wir aus Flucht und Vertreibung des 20. Jahrhunderts lernen können. Der europäische Traum, Herder Korrespondenz 70. Jahrgang (2016), Heft 9, S. 13-16, 15.

nun hat sie konkrete Gesichter erhalten. Ganz in unserer Nähe, hautnah wahrzunehmen. Sie besteht in der himmelschreienden Ungleichheit und Ungerechtigkeit in der Verteilung von Lebenschancen. Sie besteht darüber hinaus in der Erkenntnis, dass es kein wirklich tragfähiges Argument gibt, mit dem sich diese Ungleichheit und Ungerechtigkeit rechtfertigen ließen. Hier sind wir mit unserer Menschlichkeit gefragt. Hier steht unser Lebensstil zur Debatte; es geht um unser Wirtschaften, unser Kommunizieren und unseren Überfluss. Wir wissen sehr genau, dass wir nicht so leben könnten, wie wir leben, wenn alle Menschen dieser Erde unseren Lebensstil für sich beanspruchen würden.

Genau wie die geflüchteten Menschen macht auch unsere christliche Verantwortung nicht an den Außengrenzen Deutschlands oder Europas halt. Der Zusammenhang zwischen Globalität und Humanität bleibt bestehen, auch wenn derzeit in Europa und leider auch in Deutschland auf das Scheitern der gemeinsamen Abschottung mit dem Versuch je eigener Abschottung reagiert wird, man also die Festung Europa in viele kleine Unter- und Außenfestungen umzubauen versucht. Der Zusammenhang bleibt bestehen, weil Verantwortung und Menschlichkeit sich nicht durch Obergrenzen deckeln oder delegieren lassen. Der politische Horizont eines Landes und einer Gesellschaft, die weltweit wirtschaften, Urlaub machen und konsumieren, kann nicht am Bosphorus oder vor der Küste Libyens und schon gar nicht am Grenzübergang Füssen-Reutte enden.

Der Zusammenhang von Globalität und Humanität bleibt auch deshalb bestehen, weil seine Kehrseite die Unmenschlichkeit wäre – und zum Teil leider schon ist. Eine Inhumanität, die man den Fremden zuschreibt, wenn man sich weigert, sie zuerst als Menschen und Hilfebedürftige wahrzunehmen, und sie stattdessen stereotyp zu Problemträgern erklärt, ja gar zu Frauen-, zu Demokratie-, zu Freiheits- und Menschenfeinden. So scheint es dann nicht nur möglich und erlaubt, sondern geradezu erforderlich, sie zu hassen. Dieser Mechanismus des Hassens beginnt bereits lange bevor es zu handgreiflicher Gewalt kommt. Er beginnt bei oberflächlichen Blicken, undifferenzierten Argumenten und pauschalen Urteilen. Und er beschämt und beschädigt – was oft vergessen wird – keineswegs nur die Geflüchteten, sondern auch unsere eigene Humanität und die humanen und zivilen Grundlagen unseres Zusammenlebens.

In diesen Kontext gehört schließlich noch eine weitere unangenehme und beängstigende Wahrheit.

Sie zeigt sich in der erhellenden – und tragikomischerweise erheiternden – Kombination von Ängsten, die der polnische Außenminister Witold Waszczykowski Anfang dieses Jahres in einem viel zitierten Interview mit der Bildzeitung¹² heraufbeschwor. Ich greife dieses Interview heraus als Beispiel für einen Rechtspopulismus, wie er leider auch in Deutschland anzutreffen ist. Waszczykowski benannte, vielleicht erinnern Sie sich, einen „*Mix von Kulturen und Rassen, eine Welt aus Radfahrern und Vegetariern, die nur noch auf erneuerbare Energien setzen und gegen jede Form der Religion kämpfen*“ – die Feministinnen und Homosexuellen hatte er wohl vergessen –, die man dem traditionsliebenden Polen aufzwingen wolle.

Es geht mir nicht darum, ob und wie diese Äußerung – die auch in Polen wohl eher Unverständnis und Kopfschütteln ausgelöst hat – eine echte Überzeugung darstellt oder ein eher ungeschickter Versuch politischer Stimmungsmache war. Schon gar nicht maße ich mir an, die polnische Politik zu kritisieren. Was jene exemplarische Äußerung erhellend

¹² 04.01.2016.

und erwähnenswert macht, ist die – in sich abstruse, aber eben darin womöglich durchaus präzise – Kombination von Ängsten, die in ihr steckt. Sie appelliert an die Mitglieder einer einheimischen, weißen, heterosexuellen, traditionell-religiösen und männlich dominierten Kultur, die einmal die Einheits- und Mehrheitskultur war und die sich zumindest in Teilen mit der Erfahrung schwertut, dass es neuerdings auch „normal“ sein soll, anders „normal“ zu sein als man selber „normal“ ist. Da werden dann kurioserweise sogar Vegetarier und Fahrradfahrerinnen als bedrohlich wahrgenommen.

Von solchen Ängsten und solchen Haltungen sind wir – dafür sprechen mehrere Studien – leider auch innerhalb unserer Kirche und in unseren Kerngemeinden nicht frei.¹³

Dass geflüchtete und zugewanderte – also „anders normale“ – Menschen bei uns in Deutschland sesshaft und heimisch werden, gehört zu unserer gesellschaftlichen Realität. Diese Realität wird auch unsere Kirche auf Dauer verändern. Das fordert einiges von uns – und es birgt große Chancen. Uns wird dadurch neues Lernen zugemutet und manches Umdenken abverlangt – und uns wird dadurch vermutlich Unerwartetes ermöglicht und geschenkt. Jedenfalls wird unsere Kirche dadurch anders. Anders als so, wie wir es bisher für „normal“ hielten.

Für das Jahr 2018 planen wir in unserer Landeskirche die Erstellung einer Hauptvorlage, deren vorläufiger Arbeitstitel lautet: „*Kirche in der Migrationsgesellschaft*“. Mit geflüchteten und zugewanderten Menschen gemeinsam Kirche zu sein halte ich für eine der großen – und verheißungsvollen! – Herausforderungen in der näheren Zukunft.

VII. Mit Gewissheit Kirche sein

Martin Luther wusste zeitlebens aus eigener Erfahrung, was Angst ist. Mehr noch: Sein oft starres Freund-Feind-Denken und seine erschütternden Äußerungen über das Judentum und jüdische Menschen zeigen erschreckend deutlich, wie stark Ängste die Wahrnehmung und die Wirklichkeit verengen. Und wie solche Verengung schließlich zu Gewalt führen kann. Dies gilt es offen und nüchtern einzuräumen.

Trotz – oder womöglich gerade wegen – seiner eigenen Angstbesetzung war Luther ein besonders sensibler, seelsorglicher und theologisch kluger Analytiker der Angst.

Davon zeugt seine auf den ersten Blick scheinbar haarspalterische, tatsächlich jedoch so überaus wichtige und hilfreiche Unterscheidung von Gewissheit und Sicherheit, von *certitudo* und *securitas*.

Gewissheit, *certitudo* – so Luther – lebt von einer tragenden Beziehung. Sie verlässt sich darauf, dass Gott mir trotz meiner Untreue treu bleibt. Dass Gott mich liebt, obwohl ich ihn oft nicht liebe. Und dass ich im Raum seiner Liebe leben und lieben lernen soll – und kann. So versteht Luther den Glauben: Als ein Leben in solcher Gewissheit.

¹³ Welche Wahrnehmungen, welche Kränkungen und welches Konfliktpotenzial hier liegen, wird mir deutlich, wenn ich in Leserbriefen und Zuschriften – von denen die allermeisten übrigens Höflichkeit und Form wahren – die Frage lese, wie es denn sein könne, dass „die Kirche“ zwar offenbar viel Geld für Flüchtlinge, Klimawandel und Frauenfragen übrig habe, aber angeblich keinerlei Finanzierungsmöglichkeiten für das eigene Gemeindehaus.

Oder wenn ich wahrnehme, wie auch in Kirchengemeinden, in Presbyterien und Kreissynoden, mitunter dieselben Muster der Klage und Vorwürfe gegen „die da oben“ bemüht werden, wie sie – um einige Tonlagen rauer – auch gegen „die Politik“ kursieren.

Von der Beziehungs-Gewissheit streng unterschieden, ja sogar klar getrennt ist das, was Luther mit dem Begriff *securitas* bezeichnet. *Sicherheit als der* nicht auf Beziehung angewiesene, in keiner Beziehung stehende und keiner Beziehung verantwortliche Versuch, sich durch und durch selbst zu sichern. *securitas* will Sicherheit durch innere oder äußere Eigenschaften oder Besitzstände, durch technische oder instrumentelle Mittel herstellen. Dieses Ansinnen, so kann Luther sinngemäß formulieren, wird schlimmstenfalls ins glatte Gegenteil umschlagen: „*Je mehr ich sicher, securus, bin, desto weniger bin ich gewiss certus.*“¹⁴

Luther formuliert diesen Gedankengang als einen streng theologischen. Aber er wird uns sofort einleuchten, wenn wir ihn etwa auf unsere menschlichen Liebesbeziehungen übertragen. Die werden gerade dort verletzlich, zerbrechlich und unsicher, wo wir sie in die Logik der Sicherheit überführen und beweisbar machen wollen.

Auch im öffentlichen und gesellschaftlichen Raum wächst offenbar das Gefühl von Unsicherheit, wo die Beziehungsdimensionen fehlen. Ängste voreinander und vor dem Fremden sind dort am größten, wo es keine Begegnung, keine Verlässlichkeit, kein Zusammenleben gibt.

Umgekehrt nehmen Ängste – das erfahren Menschen an ungezählten Orten in unserer Kirche, und das gilt exemplarisch für Begegnungen zwischen Ehrenamtlichen und Geflüchteten – überall dort ab, wo Leben geteilt und Beziehung ermöglicht wird.

Hier liegt eine wesentliche Stärke von Kirchengemeinden.

Schließlich lädt Luthers Unterscheidung von *certitudo* und *securitas* zu einer durchaus kirchen- und damit selbstkritischen Überlegung ein. Denn auch die Kirche – insbesondere, wenn zu ihr eine ausgeprägte Institutionengestalt gehört wie zu unserer westfälischen Landeskirche – könnte in die Versuchung geraten, sich durch die eigenen Traditionen und die eigene überkommene Organisationsgestalt sichern zu wollen statt Gewissheit in dem zu suchen, wofür jede Tradition und jede Organisationsform allenfalls dienende, ermöglichende und unterstützende Funktion hat: In einer lebendigen Gottesbeziehung.

In einer seiner Predigten beschreibt¹⁵ Luther die Angst als Folge realistischer Wahrnehmungen und existenzieller Einsichten: Die eigene Endlichkeit rückt auf den Leib, die eigene Fehlerhaftigkeit. Eigenes Unvermögen wird deutlich – und die Erkenntnis, hinter den eigenen Erwartungen und Lebenszielen meilenweit zurückgeblieben zu sein. Auch wenn dies zunächst sehr persönliche und individuelle Wahrnehmungen sind, lassen sich deren Grundzüge auf die Kirche und auf unser gesellschaftliches Zusammenleben übertragen.

Buchstäblich teuflisch – so Luther – werden solche Wahrnehmungen realer Defizite und Einsichten in unvermeidliche Gefährdungen, wo sie sich absolut setzen und dadurch übermächtig werden. Sie kommen dann mit dem Anspruch daher, als sei mit ihnen alles über uns entschieden und alles über und gesagt – und als habe Gott in Jesus Christus nicht genau in dieser Sache bereits sein mächtiges Widerwort gesprochen.

¹⁴ Zitiert nach Julius Schniewind, Gewißheit nicht Sicherheit. Zur reformatorischen Unterscheidung von *certitudo* und *securitas*, *Die Furche* 21 (1935), 467-480, S. 472.

¹⁵ Ein Sermon von der Bereitung zum Sterben [1519] (WA 2, 685-697). Vgl. Bernd Hamm, *Der frühe Luther. Etappen reformatorischer Neuorientierung*, Tübingen 2010, 115-164.

Christen sind – weiß Gott – keine angstfreien Wesen. Der Kirche ist vieles versprochen, aber nicht die Freiheit von Angst. Uns ist verheißen und zugemutet, dass wir uns im Vertrauen auf Gottes Güte und Gerechtigkeit lösen können aus der Fixierung auf uns selbst.

Dass wir hinauskommen können über unsere je persönlichen und gemeinsamen Identitätssorgen und Verlustängste.

Im Hören auf die machtvolle Gegenstimme Gottes, die uns frei macht zu uns selbst und die uns in die Beziehung ruft zu den nahen und fernen Nächsten, lässt sich gewiss Kirche sein und mit Gewissheit Kirche leben.

Um es mit Martin Luther zu sagen: *„Suche dich nur in Christus und nicht in dir, so wirst du dich ewiglich in ihm finden.“*¹⁶

¹⁶ „Suche dich nur in Christo und nit in dir so wirstu dich ewiglich yhn [=in] yhm finden“, zitiert nach Bernd Hamm, a.a.O., 146.